

**Pfarrer Jörg Zimmermann  
Thomaskirche Bonn-Röttgen**

**Predigt zu Offenbarung 2, 8-11  
am 19.11.2006**

**„Und dem Engel der Gemeinde in Smyrna schreibe: Das sagt der Erste und der Letzte, der tot war und ist lebendig geworden:**

**Ich kenne deine Bedrängnis und deine Armut – du bist aber reich – und die Lästerungen von denen, die sagen, sie seien Juden, und sind's nicht, sondern sind die Synagoge des Satans.**

**Fürchte dich nicht vor dem, was du leiden wirst! Siehe, der Teufel wird einige von euch ins Gefängnis werfen, und ihr werdet in Bedrängnis sein zehn Tage. Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.**

**Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt! Wer überwindet, dem soll kein Leid geschehen von dem zweiten Tode.“**

Liebe Gemeinde,

Worte wie aus einer anderen Welt – so kommen mir diese Verse aus der Offenbarung des Johannes vor. Nun, das sind sie auch; schließlich heißt es, Johannes seien sie und überhaupt die gesamte Offenbarung durch eine göttliche Gestalt in die Feder diktiert worden. Eine göttliche Gestalt übrigens, die eindeutig die Züge des auferstandenen Jesus Christus trägt.

Aber nicht nur, dass diese Worte aus einer anderen Welt kommen, nein: sie scheinen auch an eine andere Welt gerichtet zu sein: „An den Engel der Gemeinde in Smyrna“ – wobei mit „Engel“ vermutlich der Leiter der Gemeinde gemeint ist. „Engel“ bedeutet wörtlich ja nichts anders als „Bote“, und so ist der Gemeindeleiter ganz einfach der Empfänger der göttlichen Botschaft, die er wiederum seinen Gemeindemitgliedern weitersagen soll.

Haben wir Anlass, uns mit diesen Menschen zu identifizieren? Ist „Smyrna um das Jahr 100 nach Christus“ vergleichbar mit „Röttgen-Ückesdorf im Jahre 2006“? Und habe ich Anlass, mich in diesem Gemeindeleiter wiederzufinden? Mir war die Identifizierung mit einem „Engel“ schon immer reichlich fremd – aus den verschiedensten Gründen... Nicht zuletzt und jenseits aller Kalauer nehme ich unsere Lebenssituation aber wirklich gänzlich anders wahr als die, in die hinein diese Worte ursprünglich ergehen. Und so fällt mir der Brückenschlag von damals nach heute vor allem deshalb schwer: denn diese Worte sprechen in eine Situation der Christenverfolgung hinein, wie wir sie wohl nie gekannt haben. Der Tod ist im Blick, und zwar nicht nur als grundsätzliche Bedrohung sowie letzter Zielpunkt jedes Lebens, sondern als die Gefahr, in die Menschen sich um ihres Glaubens willen bewusst begeben. Wer von uns könnte behaupten, das zu kennen? Die Aussiedler vielleicht noch ein kleines Stück weit. Insgesamt dürften wir so gut wie keine Ahnung davon haben, wie es sich unter den Bedingungen der Christen aus dem damaligen Smyrna lebt.

Hinzu kommt der Stil dieser Worte: äußerst pathetisch, archaisch und markant. Das haben wir uns weitgehend abgewöhnt. Wir kommen heute lieber lockerer, leichter, heller, auch „entzauberter“ und unverbindlicher daher. Wobei es da interessanterweise auch schon wieder eine Gegenbewegung gibt: vielleicht sind Jugendliche, die Übung in Fantasy-Spielen

haben, unter uns noch am ehesten in der Lage, sich in die Welt dieser Worte der Offenbarung hineinzusetzen. Es ist ja immer wieder faszinierend: nie im Leben hätte ich mir vor ca. 20 Jahren vorstellen können, dass nach der Phase der totalen Entmythologisierung in Theologie und Gesellschaft überhaupt je wieder so eine Rückkehr alles Mythischen würde stattfinden können, wie wir sie derzeit erleben. Ja vielleicht sind die Motive der Offenbarung des Johannes allmählich durchaus wieder interessant, gerade weil sie so schillernd und pathosbeladen daherkommen?!

Wie dem auch sei, ich bleibe dabei: meine erste Empfindung ist eher Befremdung, wenn ich diese Worte höre. Und sie setzt sich an einzelnen Stellen noch fort: wenn da von der „**Synagoge des Satans**“ die Rede ist: meine Güte, sind wir da nicht haarscharf beim Antijudaismus angekommen? Und wenn ich mir dann den wohl bekanntesten Einzelvers dieser Worte vor Augen führe: **Vers 10: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben“** – kaum einen Bibelvers kenne ich, der so wie dieser einstmals total populär war, heute aber geradezu gänzlich in der Versenkung verschwunden ist! Früheren Generationen sozusagen gleich serienmäßig als Konfirmationsspruch mit auf den Weg gegeben, halten wir heute sein Pathos kaum noch aus. Oder ob auch hier gilt: mit dem Rückkehr des Mythos könnte sogar dieser Vers einen neuen Aufschwung erfahren? Noch freilich ist es nicht soweit.

Eine letzte Befremdung, und wahrlich nicht die geringste: heute ist Volkstrauertag, der Tag des Jahres, an denen wir der Opfer der Kriege gedenken. Gerade da aber klingt dieses bekannte Bibelwort besonders bitter: „**Sei getreu bis in den Tod**“ – ich möchte nicht wissen, wie viele Soldaten nicht mit diesem Vers in sinnlose Schlachten geschickt worden sind, wie viele gewissenlose sogenannte christliche Despoten hier jungen Männern eine quasireligiöse Motivation auf ihren Weg ins Verderben mitgegeben haben! Wo der Vers doch an eine von Verfolgung gepeinigte Gemeinde gerichtet ist, nicht jedoch an Soldaten im Krieg, und schon gar nicht an solche, die sich anschicken, einen solchen selber vom Zaune zu brechen!

Und um solchen himmelschreienden Missbrauch zu unterbinden, könnte sich schon der Gedanke nahe legen: klammern wir doch diesen Vers künftig aus der christlichen Verkündigung einfach aus! Und überhaupt diese markige Rede von Tod und Leben, von Bedrängnis und Lästerung, von Satan, Gefängnis und Versuchung, von Tod und „zweitem Tod“ – wo man sich eh fragt, was das denn bedeuten soll!

Liebe Gemeinde: so nahe sich dieser Gedanke auch legen mag: ich bin nicht bereit, alles das einfach aus der christlichen Verkündigung zu streichen. Wie fast(!) immer, wenn es in der Bibel schwierig wird, meine ich vielmehr: wir sollten uns die Mühe machen zu hören, worum es da eigentlich geht, oder ganz unmittelbar mit den Worten unseres Textes gesprochen: wir sollten uns die Mühe machen zu „**hören, was der Geist den Gemeinden sagt**“. Ich habe durchaus die Hoffnung, dass da mehr und Besseres verborgen liegt, als wir vielleicht im ersten Moment für möglich halten.

Zunächst beeindruckt es mich immer wieder, wenn ich mir klarmache, wie damals der Glaube gelebt wurde. Ich hatte das Thema gerade letzte Woche im Konfirmandenunterricht: da haben wir uns in den Gruppen des ersten Jahrgangs mit den allerersten Anfängen der Kirchengeschichte beschäftigt: mit einer Zeit, als es noch nicht möglich war, schöne Kirchengebäude zu errichten, als man sich vielmehr aus Angst vor Verfolgung in Privathäusern traf und untereinander mit Hilfe des Geheimzeichens „Fisch“ verständigte, dessen Anfangsbuchstaben im Griechischen bekanntlich für das Sätzchen stehen: „Jesus Christus, Gottes Sohn, der Retter“. Staunend standen wir da einmal mehr vor der Tatsache: diese ersten Christen haben Kopf und Kragen riskiert und häufig sogar verloren, weil sie von

ihrem Glauben und seiner Verbreitung nicht lassen wollten. Christentum als lebensgefährliche Angelegenheit: genau das war es, was dann Eindruck auf Nichtchristen machte, was viele Menschen veranlasste, genauer wissen zu wollen, was es denn damit auf sich habe.

Heute dagegen ist es ja genau umgekehrt: null Risiko, sogar manche Privilegien – und gerade in dieser Situation wird die Kirche behäbig. Da ist es uns schon zuviel, wenn wir vielleicht im Freundeskreis unseres Glaubens wegen belächelt werden. Und wenn im Leben nicht alles nach unseren Vorstellungen läuft, ja wenn uns vielleicht wirklich mal ein echter sogenannter Schicksalsschlag ereilt – schon sind wir schnell dabei zu denken und auch zu sagen: Von nun an kann ich nicht mehr an Gott glauben; so wie ich mich gerade von ihm im Stich gelassen fühle! – Natürlich gilt das nicht unterschiedslos von jedem unter uns, und erst recht möchte ich mich hier wirklich nicht mokieren über Menschen, denen Gott angesichts großen Leides fraglich geworden ist. Nein, aber ich denke, es ist schon etwas dran an der Feststellung: unser Glaube ist aufs Ganze gesehen längst nicht mehr so „krisenfest“, wie er das etwa zu Zeiten der Offenbarung des Johannes war. Insgeheim lautet unser Gebet meist ja doch: „Mein Wille geschehe“, oder „Unser Wille geschehe!“ Und wenn das mal nicht der Fall ist, klagen wir Gott an. – Ja ich bitte Sie: wie soll denn so ein „Glaube“ Ausstrahlung haben auf andere?

Das ist bei der Gemeinde in Smyrna anders! Sie hält durch, sogar im Leiden. Und sie hat Ausstrahlung: genau von dieser Gemeinde ist etwa 50 Jahre nach Entstehung unseres Predigttextes die Geschichte des Bischofs Polykarp von Smyrna überliefert: von seinen römischen Richtern wird er im hohen Alter aufgefordert, seinem Glauben abzuschwören. Er aber bekennt freimütig: „86 Jahre diene ich Christus, und er hat mir nichts zuleide getan. Wie kann ich meinen König lästern, der mich erlöst hat?“ Sprach's und ging in den Tod. –

Liebe Gemeinde, mir ist durchaus klar: das ist nicht unsere heutige Welt, jedenfalls nicht in Mitteleuropa. Und man kann gewiss darüber streiten, was es bringt, solche Märtyrergeschichten hier und heute zu erzählen. Weiß ich doch selber nicht, ob ich auch nur einige Zentimeter des Weges bereit wäre mitzugehen, den Polykarp gegangen ist. Und doch: ich halte es für wichtig, dass wir es neu lernen: solchen Menschen verdanken wir die Ausbreitung des Glaubens, Leuten wie ihm verdanken wir mithin auch indirekt unsere Zugehörigkeit zur Kirche.

Und darin liegt ein Schatz verborgen: wäre uns denn wirklich gedient mit einem nur so locker-leichten „Glauben“, den wir in schönen Zeiten wie ein nettes Schmuckstück mit uns führen, aber ablegen, wenn der Wind rauer wird? Wie ernst wäre wohl ein Gott zu nehmen, dem es von vornherein egal wäre, ob seine Gemeinde in Bedrohung zu ihm steht oder nicht? In der Tat mag man mit Recht fragen: Sollte es denn keine Gnade geben für die, die es einfach nicht schaffen, „getreu bis in den Tod“ zu sein? Ja ich gebe gern zu: auch ich hoffe sehr, dass wir auch in solch einer Situation, in der wir nicht dastehen wie die Helden, noch etwas von Gott erwarten dürfen! Aber das hebt den Anspruch, mit dem er uns hier gegenübertritt, ja mit dem er uns hier geradezu würdigt, nicht auf!

Zumal hier ja nun nicht nur ein Anspruch gestellt wird: die Worte an die Gemeinde in Smyrna sind vielmehr im Grunde ein einziger Zuspruch des Trostes und neuer Hoffnung. Denn der hier spricht, ist eben **„der Erste und der Letzte, der tot war und ist lebendig geworden.“** Die bedrohte Gemeinde darf sich zunächst in Jesus Christus, dem Gekreuzigten, wiederfinden. Nichts gibt es, das sie erleiden müsste, was er nicht längst vor ihr erlitten hätte. Aber genau deshalb: weil sie sein Schicksal am Kreuz teilt, darum gilt für diese Gemeinde auch das Andere: sie darf die Botschaft vom Leben hören, vom Sieg, von der Überwindung des Todes.

Noch einmal in diesem Zusammenhang ein Gedanke an uns heute: wer weiß, vielleicht ist unsere Auferstehungshoffnung ja genau deshalb oft so schwach ausgeprägt, weil wir das Schicksal Jesu am Kreuz so gut wie gar nicht mehr teilen? Ich komme auf diesen Gedanken, weil ich das in Afrika anders erleben durfte: genau da, wo die Menschen praktisch ständig am Rande des Lebens und in der Bedrohung durch den Tod existieren, da ist ihre Hoffnung und Zuversicht oftmals umso stärker. Verstehen Sie mich bitte nicht falsch: ich wünsche mir wahrlich weder die Armut und die Kriege Afrikas noch Christenverfolgungen oder andere lebensbedrohliche Situationen. Aber wenn ich sehe, wie gerade bei uns, die wir all das nicht kennen, oft so eine große Hoffnungslosigkeit grassiert, dann denke ich: verkehrte Welt! Und wünsche mir dann tatsächlich doch hier und da mal sozusagen „etwas Krise“, damit wir wieder dankbarer werden für das viele, das uns gegeben ist, widerstandsfähiger in Situationen der Gefährdung und hoffnungsvoller, was die Zukunft angeht.

Der Sprecher der Worte kennt seine Gemeinde, die er anspricht; ja er kennt sie besser, als sie sich selber kennt: „**Ich kenne ... deine Armut – du bist aber reich!**“ Das ist ein Seelsorger, wie man ihn sich nur wünschen kann: zum einen willens und fähig, sich in sein Gegenüber hineinzusetzen, zum anderen aber auch in der Lage, es auf seine Potentiale aufmerksam zu machen, die bei ihm inmitten des Leides ganz verschüttet worden sind. So richtet man Menschen auf: indem man ihnen etwas zutraut und sie dabei unterstützt, die in ihnen selber verborgenen Schätze zu heben!

Und der Schatz, der hier angesprochen wird: er gehört wahrlich nicht allein der Gemeinde in Smyrna, sondern der gesamten Christenheit: denn er besteht darin, dass sie sich in allen Situationen, gerade in allem Leid, darauf verlassen kann: all das kann Gottes Liebe und seine letztgültige Durchsetzungskraft nicht zerstören. Darin besteht unser Reichtum als Christen: nicht etwa in irgendeiner Qualität unsererseits, wohl aber darin, dass wir auf Gott hoffen dürfen, der uns niemals wirklich verlassen wird, auch wenn es uns zeitweise so vorkommen mag!

Unser Problem heute ist nun wahrlich nicht mehr die „Synagoge des Satans“. Wir sollten jedoch zunächst einmal erkennen, warum davon hier die Rede ist: das Judentum war im Römischen Reich eine „erlaubte Religion“. Als solche wurde es nicht nur selber nicht verfolgt, sondern sah die frühen Christenverfolgungen seinerseits eher positiv. Dass sich in dieser Hinsicht die Rollen später häufig diametral vertauscht haben, ist allerdings wahr – und zugleich dermaßen belastend für die Kirche, dass sie ein solches Wort wie das hier in der Offenbarung nicht mehr gleichsam „naiv“ nachsprechen kann!

Nein, wir müssen uns schon die Mühe machen, unsere Welt hier und heute einmal daraufhin zu inspizieren, was denn für uns die große Belastung des Glaubens darstellt. Verfolgung ist es, wie gesagt, nicht. Aber da gibt es noch etwas, das zwar unvergleichlich „freundlicher“ auftritt, aber nicht minder effektiv: die Gleichgültigkeit, die Indifferenz. Nicht physisch bedroht wird man bei uns heute aufgrund des Glaubens, wohl aber häufig spöttisch belächelt. Und auch das hält nicht jeder gut aus!

Ob wir nun die tröstlichen Worte der Offenbarung auch in **diese** Situation hinein gesprochen hören können? Warum eigentlich nicht? So dass sie etwa so klingen würden: Fürchte dich nicht, wenn dich jemand mit deinem Glauben lächerlich macht! Er wird dir damit zwar irgendwie durchaus wehtun; ja du wirst möglicherweise erst einmal ganz alleine dastehen und dir reichlich blöde dabei vorkommen, aber ich sage dir: halte das aus; am Ende wirst du merken: nicht zu bist zu bedauern, sondern der, der meint, dich hier vorführen zu können. Denn letzten Endes hast du eine Hoffnung über das gerade Vorfindliche hinaus,

er aber nicht! Er kann dir jetzt und hier Schaden zufügen, aber am Ende wirst du den längeren Atem haben.

Liebe Gemeinde, hier sind wir genau bei dem, was unser Text so merkwürdig den „**zweiten Tod**“ nennt: die Offenbarung ist der festen Überzeugung, dass sich unser Leben nicht an unserem physischen Tod entscheidet. Sie stellt sich vielmehr vor, dass wir danach Christus gegenüber treten werden und er sein Urteil über uns spricht. Dabei kann sich dann der Offenbarung zufolge durchaus der „**zweite Tod**“ ereignen, für diejenigen nämlich, die ihren Glauben nicht durchgehalten haben. Die anderen jedoch dürften sich auf ein Leben freuen, das keinerlei Einschränkungen mehr unterworfen ist.

Hinter dieser Vorstellung steht etwas ganz Entscheidendes, von dem ich meine: gerade unsere heutige Zeit braucht das ganz dringend, die Botschaft nämlich: es sind weder irgendwelche dunklen Mächte noch ist es der Zufall, der über Leben und Tod entscheidet und ein- für alle Mal unser Schicksal festlegt. Nein, das tut Christus und niemand sonst.

Dies ist vielleicht die zentrale christliche Botschaft an unsere Zeit. Da erlebe ich soviel Fatalismus – nach dem Motto: es kommt eh alles, wie es kommt – wozu also sich groß für irgendetwas oder irgendjemanden starkmachen? Bringt doch alles nichts. Ich lebe lieber mein eigenes Leben, so gut es geht, und das war's dann. – Nein!, möchte ich demgegenüber ausrufen! Gott gibt diese Welt nicht verloren, und deshalb dürfen und sollen auch wir nicht einfach nur vor uns hinleben, sondern uns starkmachen für diesen Gott, der in Christus zu uns gekommen ist!

Und an dieser Stelle werden die Worte der Offenbarung, wie ich meine, auch in einem guten Sinne für den Volkstrauertag bedeutungsvoll. Bisweilen kann man ja wirklich den Eindruck haben: die Gewalt ist es, die letztlich alles und jeden in ihren Bann zieht. „Nie wieder Krieg!“ – so hatte einst, nach den grauenvollen Erlebnissen bereits des 1. Weltkriegs, die Parole in den Worten von Käthe Kollwitz gelautet. Aber was ist seither nicht alles geschehen, das wie eine Ohrfeige für diesen pazifistischen Aufschrei anmutet! Bis dahin, dass inzwischen auch unser Land wieder in militärische Einsätze verwickelt ist und kaum wachsam genug sein kann, sich dabei nicht heillos in völlig unkontrollierbare Situationen hinein zu verstricken!

An dieser Stelle, wo die Hoffnungslosigkeit im Hinblick auf den Frieden in unserer Welt sich so übermächtig in den Vordergrund zu schieben droht, da fühle ich plötzlich dann doch eine Nähe zu diesem alten, archaischen Text, wie ich sie mir anfangs nicht hätte träumen lassen! Und da, so hoffe ich, wird er für uns zur Botschaft Gottes: Fürchtet euch nicht! Das „Gefängnis“, das euch droht, wird „zehn Tage“ dauern, aber am Ende wartet auf euch die Krone des Lebens! In unsere Sprache hinein übersetzt: Lasst Euch nicht entmutigen! Euer Leiden ist zwar noch nicht zuende, aber es wird nicht ewig dauern! Gott ist es, der sich durchsetzen wird, und Ihr sollt Anteil an seinem Triumph haben!

Liebe Gemeinde, viele von Ihnen werden heute an die Kriegstoten aus der eigenen Familie denken: an die, die sinnlos als Soldaten sterben mussten, und auch an die wehrlosen Zivilisten. Ich hoffe, wir haben außerdem auch die Kriegstoten der „anderen Seite“ im Blick, auch die, die durch unsere Soldaten den Tod fanden. Und nicht zuletzt diejenigen, die viel zu vielen, die auch heute noch Tag für Tag den Tod in den Kriegen der Gegenwart finden!

Und ich rufe Sie auf: schöpfen wir Hoffnung aus den Worten der Offenbarung! Lassen wir uns nicht lähmen durch die immer neuen Schreckensmeldungen, sondern halten wir an

unserer christlichen Hoffnung fest: Gott hat das letzte Wort und niemand sonst! Und nehmen wir deshalb keinen Krieg für selbstverständlich; bleiben wir auch nicht achselzuckend sitzen, wenn wir – um mit den Worten Goethes zu sprechen – sehen, wie „hinten, fern in der Türkei die Völker aufeinander schlagen“! Oder im Nahen Osten, oder im Sudan oder wo auch immer! Denn achselzuckend sitzen bleiben – so reagiert nur, wer im Grunde die Herrschaft des Todes bereits akzeptiert hat, und das heißt: wer vor ihm kapituliert hat! Genau davor jedoch will der Seher Johannes uns gerade bewahren! –

Ob uns inzwischen die Worte an die Gemeinde in Smyrna vielleicht doch etwas nähergerückt sind? Ich hoffe es, denn es sind Worte des Trostes, Worte der Zuversicht, Worte der Ermutigung. Und selbst wenn wir – Gott sei Dank! – nicht um das 100 herum in Smyrna leben – von Trost, Zuversicht und Ermutigung können auch wir eine Menge brauchen! Amen.